

Tagelang sahen wir sie auf Leitern klettern und in hohen, schwer zugänglichen Schränken und Fächern wühlen während sie ziemlich zerknirscht und abwesend wirkte. Angesichts ihrer Mühe konnten wir ein Gefühl der Schadenfreude nicht unterdrücken und beschlossen das Schachtelradio weiterhin zu behalten, weil es weniger auffällig war. Und so lebten wir bis zu unserem Auszug glücklich mit dem Schachtelradio.

## Gefangene des Systems

Schwester Paula kündigte die nächste Matheschulaufgabe zur Mengenlehre an, was die erste größere Herausforderung in meinem bisherigen Schulleben darstellte, war ich doch in Arberg immer eine Musterschülerin gewesen, die nicht nur nach der Note 1 sondern nach den zusätzlichen Sternen gestrebt hatte. Deshalb lernte ich jetzt intensiv, wiederholte und rechnete Zusatzaufgaben, bis auch die letzten Unsicherheiten ausgeräumt waren. Immer wieder übte ich Beispiele zur Schnittmenge und Teilmenge und Menge aller Teile, bis der Kopf glühte und ich das feste Gefühl hatte, dass ich gut vorbereitet war und wirklich alles gelernt und verstanden hatte. Als ich am Morgen des Schulaufgabentermins erwachte glühte mein Kopf aber wirklich und schmerzte erbärmlich. Dennoch stand ich auf und schleppte mich in den Unterricht, weil ich bei der Schulaufgabe doch nicht fehlen durfte. Eine Betreuerin, die erkannt hätte, dass ich eine fiebrige Grippe hatte und mir deshalb Bettruhe verordnet hätte, gab es nicht. Die Angaben

auf dem Schulaufgabenblatt verschwammen vor meinen glasigen Augen, ich bemühte mich krampfhaft, aber konnte keinen klaren Gedanken fassen. Nach dem Mittagessen fiel ich ins Bett und erst als ich zur Studierzeit nicht aufwachte und die anderen Mädchen sagten, dass es mir nicht gut ging, sah Schwester Gertrudis nach mir, gab mir Medizin und verordnete die nötige Bettruhe. Das war jedoch zu spät, um mein Versagen bei der Schulaufgabe zu verhindern. Für mich brach buchstäblich eine Welt zusammen, das Dogma von Fleiß und Erfolg, Saat und Ernte und gerechtem Lohn, als Schwester Paula mit strenger Miene die korrigierte Schulaufgabe auf meinen Tisch legte und eine große rote Fünf darauf geschrieben stand. Beschämt und bestürzt, voller Selbstzweifel und Selbstanklage wollte ich nur noch allein sein in der Enge des Internats, wo die Toilette die einzige Rückzugsmöglichkeit bot. Dort schluchzte und weinte ich bitterlich. Als ob der eigene Gram über das Versagen nicht genug wäre, zitierte mich Berch ins Direktorat, wo ich elend und klein vor ihrem riesigen, fast leeren Schreibtisch stand, in dessen Mitte meine Schulaufgabe mit der großen roten 5 in der oberen rechten Ecke prangte, die sie zum Anlass nahm für eine Generalabrechnung. Ihre unbarmherzigen und harten Worte drangen an mein Ohr und überschlugen sich in meinen Gedanken: „Faulheit! Dummheit! Unfähigkeit! Versagen! Die Eltern zahlen lassen! Gerechte Strafe! Fernsehverbot! Mathe lernen bis zum Umfallen!“ Jede Anschuldigung machte mich noch kleiner und verwundbarer, bis ich unfähig war ihr zu antworten. Es hätte ohnehin keinen Wert gehabt, ihr zu sagen, dass ich alles wusste, aber dass ich einfach krank gewesen war, denn zwischen Berch und ihren Schützlingen fand nie ein Gespräch statt, das von Offenheit

für die Argumente der Schülerinnen, Zuhören, Einsicht, Konsens und Ermunterung geprägt gewesen wäre, nein, Berch schmetterte uns ihre Meinung entgegen und entließ uns anschließend gedemütigt und entmutigt. Ich fühlte mich sehr ungerecht behandelt, denn etliche Mitschülerinnen „aus gutbürgerlichem Hause“ schrieben in mehreren Fächern geradezu regelmäßig schlechte Noten, aber keine von ihnen wurde so wie ich ins Direktorat zitiert, keine von ihnen wurde jemals mit Fernsehverbot bestraft und keine von ihnen teilte das Klassenzimmer mit mir zum Mathelernen während die anderen Fernsehschauten. Nur mich allein traf das sonntägliche Fernsehverbot, die härteste von allen Strafen. Der Sonntag im Internat unterlag einer ähnlichen Routine wie die Wochentage: Zum Frühstück gab es süßen Zopf statt altem Brot; der anschließende Kirchgang dauerte länger und der verbleibende Rest des Vormittags war zum Briefeschreiben, Malen oder Musikhören vorgesehen, wobei wir uns leise unterhalten durften; zur Feier des Tages gab es zum Mittagessen ein kleines Dessert; der folgende Spaziergang war ausgedehnter und die anschließende Studierzeit im Klassenzimmer wurde nicht so streng gehandhabt. Aber der Sonntag spielte sich in den ewig gleichen Klassenzimmern ab wie die Schultage. Weiß getünchte, kahle Klassenzimmer und der Schlafsaal mit weißen Krankenhausbetten waren unser Refugium 7 Tage die Woche von den Großen Ferien bis Weihnachten, bis Ostern, bis Pfingsten, bis zu den Großen Ferien. In dieser Tristesse warteten wir alle sehnsüchtig am späten Sonntag Nachmittag auf das Tor nach draußen, in eine neue schöne Welt durch den Knopfdruck auf den Fernseher. Das war der Höhepunkt des Sonntags, der Höhepunkt der ganzen Woche, wenn sich alle Schülerinnen mit ihren Stühlen in das

Klassenzimmer der Großen drängten und warteten, dass Berch von ihrem Gebetbuch aufblickte und den Fernseher einschaltete, und wenn dann die Bonanza-Melodie ertönte. Bonanza, die Westernserie der 60iger Jahre, die deutsche Familien und Nachbarn und Freunde vor dem Fernseher vereinte, machte für uns freudlose Internatsschülerinnen den Sonntag erst zum Sonntag. Aufgeregt fieberten wir mit dem ergrauten Ben Cartwright und seinen drei tüchtigen und aufrichtigen Jungs um das Gute in der Welt, weil sie jeden Sonntag von Neuem gegen Schurken und Halunken kämpften und braven Menschen zu ihrem Recht verhalfen. Bonanza brachte den „Wilden Westen“, die Weite der amerikanischen Prärie, das Gefühl von Freiheit und Abenteuer in enge deutsche Wohnzimmer und fand breiten Anklang durch eine Verstärkung der gängigen Moralvorstellung vom Sieg des Guten über das Böse, das selbst hinter den Klostermauern Anerkennung fand.

Berch hatte sich während der Woche nicht umstimmen lassen. Meine Hoffnung, dass sie ein Einsehen oder gar Mitleid mit mir habe, erfüllte sich nicht. Sie baute sich vor mir auf, befahl mir die Mathesachen herzurichten und ließ mich wahllos alle Aufgaben aus dem Kapitel über Mengenlehre rechnen während alle Klassenkameradinnen ihre Stühle nahmen und sich vor dem Fernseher drängten. Nur ich musste ganz alleine in einem anderen Klassenzimmer sitzen und Matheaufgaben rechnen, die ich ohnehin beherrschte. Obwohl ich viel aufschrieb, lernte ich in dieser Zeit nichts über die Mengenlehre, ich lernte, wie Ungerechtigkeit und Herzlosigkeit aussieht, und wie sie bei mir ein tiefes Gefühl von Hilflosigkeit, Traurigkeit, Scham, Einsamkeit und Heimweh bewirkte. Ungerechtigkeit und Herzlosigkeit war

in eine schwarze Kutte gekleidet, die das äußere Zeichen der frommen Nonnen war. In mir wuchs etwas Neues, bisher Unbekanntes, das war der Hass. In meinem erbitterten Zorn legte ich Berch mit versteinerner Miene die Matheaufgaben vor und ließ mir nicht anmerken, wie sehr sie mich verletzt hatte, was ihr wiederum zeigte, dass es weiterer Maßnahmen bedurfte um meinen Willen zu brechen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald.

Nach den Pfingstferien kehrte ich froh gelaunt, Herz und Sinne gefüllt mit belebenden Eindrücken aus Arberg ins Internat zurück. Viele Stunden hatten meine Schwester und ich zusammen verbracht, gemeinsam Frisurenhefte angeschaut und dann die neuen Trends ausprobiert. Walburga hatte sich nämlich entschieden das Friseurhandwerk zu erlernen und übte voll Begeisterung für ihre praktische Prüfung. Da traf es sich gut, dass ich in den Ferien zu Hause war und als Modell zur Verfügung stand, bei dem Walburga das Schneiden, Locken legen und Toupieren immer wieder neu ausprobierte und mich so schön wie die Damen im Heft aussehen ließ. Walburgas Berufswahl schockierte viele Leute in Arberg, da das brave und sittsame Mädchen neuerdings geschminkt war, die Lippen und Fingernägel rot angemalt und die Haare kunstvoll frisiert hatte. Diesem neu-modischen Look, der sicher aus Amerika kam, standen besonders die Frauen argwöhnisch gegenüber, da es sich bisher für eine anständige Frau geziemt hatte natürlich und schlicht auszusehen, so wie Gott sie erschaffen hatte. Deshalb steckten sie ihre langen ausgedünnten Haare züchtig in einem Knoten am Hinterkopf fest und brauchten in ihrem ganzen Leben keinen Friseur. Für die Männer und Kinder gab es einen Dorffriseur, der Kriegsversehrter war, seinen

linken Arm verloren hatte, aber mit der rechten Hand den kleinen mechanischen Schneidapparat von hinten nach vorne über den Scheitel schob und alle Kunden wie die Schafe scherte. Mein Onkel sprach deshalb laut aus, was die Leute im Dorf dachten. „Musst du wegen dem bisschen Haare Schneiden auch drei Jahre lernen? Der Hellers Sepp macht das mit einem Arm!“ Doch bald konnten alle deutlich sehen, dass Walburga viel mehr lernte als die langweilige Einheitschur. Sie probierte alle Raffinessen der 60er aus, zog bewundernde Blicke auf sich und leitete alsbald die Wende im Dorf ein, weil immer mehr Frauen mit dem Knötchen unzufrieden wurden und sich für einen schicken Haarschnitt entschieden.

Auch meine Mama verabschiedete sich endgültig vom Knoten und trug Dauerwelle, was sie viel jünger und flotter aussehen ließ. Das wiederum gefiel der Köchin unseres neuen Pfarrers so gut, dass auch sie den Knoten abschneiden ließ, eine schicke Kurzhaarfrisur wählte und mutig eine weitere Verbesserung wagte und ihre grauen Kleider gegen bunte eintauschte. Allen anderen Frauen hätte man das eher zugebilligt als der Pfarrers Köchin, deren modische Verjüngung die Gemüter der ewig Gestrigen so erhitzte, dass sie einen Sturm der Entrüstung entfachte. Als im Sommer der Pfarrer und seine Köchin auch noch gemeinsam nach Italien in Urlaub fuhren, nahmen die Spekulationen kein Ende. Die katholischen Schäfchen zerbrachen sich den Kopf darüber, ob der Pfarrer denn auch ins Meer gehen würde und was er dann anziehe; ob die Köchin denn einen Badeanzug tragen dürfe; ob die beiden gemeinsam oder getrennt am Strand liegen würden; noch weiter wollte man lieber gar nicht denken. Und die Gesetzestreuen schüttelten den Kopf ob sol-

cher offensichtlicher Frivolität. Wieder andere beschlossen in Arberg nicht mehr beichten zu gehen, weil sie nicht einsehen dem Pfarrer Sünden zu bekennen, die dieser wahrscheinlich selbst beging. Aber schlussendlich nahmen die Männer den Pfarrer in Schutz, denn schon beim Sündenfall war die Eva schuld und hatte den armen wehrlosen Adam verführt! Die Pfarrers Köchin mit ihrer neuen Frisur und alle daraus resultierenden Spekulationen erschütterten das katholische Arberg in seinen Grundfesten.

Walburga indes freute sich über jeden Knoten, den sie abschneiden und mit einer schicken Frisur ersetzen durfte. Interessiert schaute ich zu, wie sie mit flinken Fingern Hochfrisuren steckte und Kurzhaarfrisuren toupierte. Bevor ich nach den Ferien wieder abreiste, nützte sie die Gelegenheit zum Üben an mir noch ein letztes Mal, drehte viele kleine Locken und kämmte sie schwungvoll über Stirn und Ohren nach vorne, genauso wie es in der Frisurenzeitschrift gezeigt wurde. Begeistert sah ich mich im Spiegel an, denn trotz meines Kindergesichtes war ich modisch und aufwendig frisiert wie ein Popstar. Zu allem Überfluss übte Walburga auch noch das Schminken, was dazu führte, dass ich mit grünem Lidschatten und schwarzen Lidstrichen über den Augen im Internat ankam. Aber das Zuviel an Frisur und Schminke störte weder mich noch meine Eltern, da Walburga bestimmt eine gute Note bekommen würde nachdem sie so fleißig geübt hatte! Nur das zählte!

Beim Abendessen im Speisesaal erblickte mich Berch. Wie immer stand sie mit dem offenen Gebetbuch in der Hand neben dem großen Holzkreuz, formte mit leichten Lippenbewegungen Worte und ließ trotz der Gebethaltung den

prüfenden Blick über ihre Schäflein schweifen. Als sie mich erspähte, verbohrt sich ihr Auge in meine Frisur, ihre betenden Lippen erstarrten und einen kurzen Moment lang rang sie unschlüssig um die passende Antwort auf die Anwesenheit eines durchgestylten Alien im züchtigen Klosterinternat. Aber sie fasste sich schnell, gewann ihre aufrechte Haltung zurück und donnerte durch den Saal: „Du wagst es, mir so unter die Augen zu treten! So, wie du aussiehst, wirst du das Abitur nie schaffen, das garantiere ich dir! Du hast jetzt schon die Jungs im Kopf! Aus dir wird nie etwas werden! Du solltest dich schämen...“

Ich schämte mich fürchterlich, aber nicht für mein flottes Äußeres oder ein imaginäres Vergehen, sondern wegen der öffentlichen Schelte. Vor allen anderen Mädchen hatte sie mir totales Versagen prophezeit, weil ich nicht in ihr enges Schema von Sitte und Anstand passte. Und die Mädchen, die mich vorher mit neidischen Blicken gemustert hatten, grinsten jetzt höhnisch und gaben der Berch Recht. Ich wollte mich verteidigen und alles hinaus schreien, was mir am Herzen lag. Ich wollte ihr entgegen, dass sie keinen Grund habe, mich so zu beschimpfen, weil ich lauter gute Noten habe und weil ich nur Model gewesen war für die Prüfungsfrisur meiner Schwester. Aber meine Gefühle und meine Bedürfnisse zählten hier nichts! Die gottgewollte Ordnung im Klosterinternat, als deren Hüterin sich Berch berufen sah durfte nicht untergraben werden. Und so kämpfte sie rigoros und kompromisslos mit aller Macht für die penible Einhaltung alter Regeln und überkommener Traditionen, machte uns zu wehrlosen Befehlsempfängerinnen und lenkte den gesamten Internatsbetrieb nach ihren Vorstellungen. Dieses autoritäre System tolerierte keinen Widerspruch, meine



Worte wurden tonlos und verschlangen sich zu einem dicken Knoten im Hals, der den Aufschrei erstickte und den Zorn zurück in meine verwundete Seele lenkte wo er sich breit machte. Wieder einmal senkte ich beschämt den Kopf und war unendlich klein, aber inmitten dieser Demütigung schwor ich mir mit jeder Faser meines Seins, dass ich das Abitur schaffen und beweisen werde, dass ich keine Versagerin bin!

Berch reagierte unverzüglich mit einer Demonstration ihrer Macht indem sie kurzentschlossen das Abendessen an unserem Tisch selbst austeilte, eine Sättigungsmahlzeit, die meine von der leckeren Arberger Hausmannskost verwöhnten Geschmacksnerven an diesem ersten Abend nach den Ferien noch nicht bewältigen konnten. Generell war die Internatskost ein eintöniges, geschmackloses, gewürzloses, billiges Großküchenessen, das lieblos zusammengestellt und fast immer zu weich gekocht den Hunger stillte und damit seinen Zweck erfüllte. Selbst die bayrische Brotzeit am Abend war keine Gaumenfreude, da uns ausschließlich altbackenes Brot vorgesetzt wurde. Als eines Tages eine Küchenschwester aus Versehen die Tür zur Speisekammer offen stehen ließ, erblickten wir einen ganzen Raum mit Regalen voller Brote, die dort tagelang lagerten bevor sie zu uns auf den Tisch kamen, weil man von altem Brot weniger isst als von frischem. Zum Belegen dieses harten Brotes bekamen wir Abend für Abend, Jahr um Jahr zwei hauchdünne Scheiben Paprikawurst. Dazu gab es dick geschnittene, aufgewärmte alte Kartoffeln ohne Gewürze und ohne Salz, die Resteverwertung vom Mittagstisch, und ziemlich bittere, dicke Wurzelstücke der Roten Rüben vom Klosteracker. Gerne nahm ich mit dem alten Brot Vorlieb, wenn ich mich nur vor den

geschmacklosen Kartoffeln und dem erdigen Salat drücken konnte. Als Berch an jenem Abend den Servierlöffel an sich riss, platierte ich geschwind das trockene Brot in die Mitte des Tellers um keinen Platz für Zutaten zu lassen. Aber sie steckte den großen Löffel besonders tief in die Schüssel und häufte einen Berg von matschigen, braunen, alten Kartoffeln auf das Brot und oben drauf die modrigen Roten Rüben. Süffisant lächelnd kommentierte sie ihr Vorgehen mit folgenden Worten: „Kinder esst Rannen! Rannen sind gesund! Rannen machen schööön!“ Und so saß ich entsetzt vor einem großen Teller voller widerlichem Essen, das andere Leute nur den Schweinen geben. Ich bemühte mich vergeblich die Rüben zu beißen und die Kartoffeln hinunterzuwürgen. Krampfhaft kaute ich an dem ekligen Fraß, aber ich konnte ihn nicht hinunterschlucken. Die Minuten vergingen, aber der Teller wurde nicht leerer. Die anderen Mädchen hatten schon die Tische abgeräumt und warteten ungeduldig, dass ich aufessen würde. Ich bemühte mich und würgte, aber ich konnte nicht schlucken. Schließlich durften alle Mädchen das Schlussgebet sprechen und gehen, nur ich musste mich nochmals allein vor meinen vollen Teller setzen, weil Berch nicht erlaubte, dass ich das Essen zurückgab. Ihr Gesicht verriet, dass sie genüsslich meine Bestrafung auskostete während sie ihre vorgeschriebenen täglichen Gebete verrichtete. Ungereimtheiten oder gar Widersprüche in ihrem Verhalten schien sie nicht zu erkennen. Ich aber maß die Schwestern an den einfachen Tugenden von Menschenliebe, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit und suchte hinter den Kutten und Schleiern nach Wärme, Freude und Liebe und fand sie so selten. Wo war dieses Ideal vom Klosterleben in besonderer Nachfolge Christi zu finden? Wo war die Himmelsluft zum Atmen hinter den Klostermauern, die

selbst die kleinsten Freuden der sichtbaren, vergänglichen Welt aussperren? Nirgendwo klafften Anspruch und Wirklichkeit des heiligmäßigen Lebens weiter auseinander als bei der Oberin des Klosters, die hinter ihrer penibel in Falten gelegten Kutte so freudlos, lieblos und gehässig, und deshalb so sehr in der Welt verwurzelt war, die sie ablehnte. Ich weiß nicht, wie lange ich im Speisesaal vor meinem Teller saß. Es schien mir eine Ewigkeit. Als Berch ihre Gebetsliste abgehakt hatte wurde sie ungeduldig und schritt unruhig auf und ab. Schließlich beauftragte sie die Küchenschwester Bernadett mit meiner Beaufsichtigung und zog von dannen. Als die Luft rein war, erbarmte sich Schwester Bernadett, nahm den vollen Teller und entließ mich mit einem verständnisvollen, aufmunterndem Lächeln, das wohl sagen sollte: „Armes Mädchen! Lass dich nicht unterkriegen!“ Am nächsten Morgen verbarg ich meinen Kummer, schaute in den Spiegel, drehte gekonnt meine Locken zurecht und setzte ein Lächeln auf. „Ich mag mich mit meiner flippigen Frisur! Jetzt erst recht!“, sagte ich mir mit großer Ernsthaftigkeit und ging trotzig, mit stolzem Blick in den neuen Tag.

Berch und Schwester Bernadett, zwei Nonnen im gleichen Kloster mit dem gleichen Kodex und dem gleichen hässlichen Habit, der die Abkehr von der Welt und Hinwendung zu Christus symbolisierte, prägten nachhaltig unsere Erziehung. In ihrem Erscheinungsbild waren die beiden Frauen gleichermaßen entstellt, da die traditionelle Kopfbedeckung der Nonnen nur ein kleines Gesichtsfeld frei ließ, und eine steife weiße Manschette Stirn, Ohren und Hals bis zum Kinn bedeckte, über die der schwarze Schleier nach hinten auf die lange schwarze Kutte fiel. Bei Berch war sie seidig glänzend, aber bei Schwester Bernadett ausgewaschen und alt und

brachte die unterschiedliche Stellung beider Nonnen in der Klosterhierarchie zum Ausdruck. Aber noch deutlicher sprachen ihre Augen. Unter den gütigen Blicken von Schwester Bernadett, die es gut mit uns Internatszöglingen meinte, atmeten wir dankbar auf. Jeden Abend kam sie zu uns in den Schlafsaal, da sie nachts zu unserer Beaufsichtigung eingeteilt war und ihre Zelle in unserem Gebäudetrakt hatte. Sie hörte unsere Gespräche und unsere Musik, kannte unser Schachtelradio und schmunzelte über unsere harmlosen wilden Tänze, versuchte unsere Fragen über Gott und die Welt zu verstehen, aber sie schwieg Berch gegenüber wie ein Grab. Schwester Bernadett strahlte freundliche Gelassenheit und Güte aus, während Berch mit eiserner Hand regierte und für ihren hartherzigen Kommandoton berücksichtigt war.

Und wir Internatsschülerinnen reagierten auf die jeweiligen Stimuli, die beide aussandten, mal gehorsam und respektvoll, mal verächtlich und widerspenstig. Unser eigenes situationsangepasstes Verhalten verriet uns, dass wir nicht von Grund auf verdorben waren, sondern dass uns von Berch eine trotzig Haltung regelrecht anezogen wurde. Diese Einsicht half uns trotz der Beschimpfungen und Demütigungen zu einem positiven Selbstbildnis zu gelangen.

Eine weitere Vertraute unter den Nonnen war unsere Kunsterzieherin Schwester Gertrudis, die uns im Unterricht in die reiche Welt der griechischen Antike entführte, die großartigen Tempel und Artefakte erklärte und in ihrer Begeisterung uns selbst die Darstellungen der erotischen Satyrn nicht vorenthielt, was Berch mit ausgesprochenem Missfallen quittierte. Zum ersten Mal im Leben hörte ich

von dieser alten Kultur, konnte mich an den Photographien der Ruinen und Vasen gar nicht satt sehen, tauchte in diese Welt mit ihren Geschichten und Mythen ein und vergaß die Tristesse des Klassenzimmers. Bei Schwester Gertrudis im Zeichensaal mit dem kunstvollen gotischen Deckengewölbe im Keller der Schule war mein Refugium, wo ich ungehindert in ihren großen Büchern über alte und neue Maler blättern durfte, wo sich mir die faszinierende Welt der bildenden Künste eröffnete. Nach den Großen Ferien sehnte ich mich förmlich nach dem kalten, dunklen Winter, wenn ich vermehrt bei Schwester Gertrudis arbeiten und ihre kreativen Ideen umsetzen durfte. Denn wenn der Oktober nahte, begannen wir mit den Weihnachtsvorbereitungen und bastelten unter der Anleitung von Schwester Gertrudis für alle Lieben zu Hause ein individuelles Geschenk. Das war ein emsiges Kneten und Flechten und Hämmern und Drucken und Schneiden und Kleben und Malen an den Nachmittagen im Zeichensaal! Am Heiligen Abend wartete ich aufgeregt auf den Moment, wenn ich meine kunstvolle Bastelei an Mama und Papa und Walburga verschenken durfte. Berch beäugte uns und ihre Kollegin mit eifersüchtigen, missbilligenden Blicken, aber machtlos musste sie sich in die Gegebenheiten fügen, da alle Mädchen begeistert arbeiteten und Schwester Gertrudis voll des Lobes für uns war.

Der Winter war auch die Zeit der Erkältungen und Grippe- wellen. Wenn eine von uns im Bett bleiben musste standen ihr langweilige Stunden allein im Schlafsaal bevor. Mich streckte eine schwere Grippe darnieder und ich hütete schon den dritten Tag das Bett. Da tat es gut, dass nach dem Mittagessen die anderen Mädchen vorbeikamen und mich vom Unterrichtsgeschehen des Vormittags in Kenntnis setzten.

„Ich hab ein Mitbringsel für dich“, sagte Walli beiläufig und legte meinen Turnbeutel auf das Nachtkästchen. „Den hast du im Speisesaal vergessen. Es ist doch deiner, nicht wahr?“ Das war unverkennbar mein Turnbeutel, den ich nach der Turnstunde aus Zeitnot nicht aufgeräumt sondern in den Speisesaal mitgenommen, aber nach dem Essen dort vergessen hatte, so dass er jetzt schon drei Tage auf einem freien Stuhl in der Ecke gelegen hatte. Berch fragte vergeblich, wem der Turnbeutel gehöre, da ich im Bett lag und sich keiner meldete.

Aber Walli erkannte das Säckchen und entschied, es für mich mitzunehmen. Auf diesen Moment hatte Berch gewartet. Sie riss Walli mein Turnzeug aus der Hand und schlug ihr zornig den Beutel mitsamt den festen Schuhen drin auf den Kopf und um die Ohren. Als sie schließlich glaubte Walli genügend abgestraft zu haben, ließ sie wortlos den Beutel auf den Boden fallen, hob ihr Gebetbuch auf und zog von dannen. Es wäre müßig gewesen, den Sachverhalt zu erklären, denn Walli schätzte die Lage richtig ein: „Bin ich blöd!“, sagte sie zu mir, „dann kassierst du auch noch Prügel und meine nimmt mir niemand mehr ab!“ Je älter wir wurden, umso weniger entmutigten uns die Bestrafungen durch Berch, da wir sie verachteten und selbstbewusst konstatierten, dass sie nicht uns sondern sich selbst ein Armutszeugnis ausstellte. Sie besaß zwar die Macht uns körperliche und seelische Schmerzen zuzufügen, aber unseren Willen konnte sie nicht brechen. Weil das Rechtssystem in Deutschland Prügelstrafen damals noch erlaubte, und weil die immer noch waltende Kriegsgeneration sie als unabdingbare Erziehungsmaßnahmen gut hieß, waren unsere Erlebnisse im Gnadenthal Internat vielleicht nicht außergewöhnlich

brutal, und doch litten wir alle unter der Gewalt hinter Klostermauern, über die ein Mantel des Schweigens gebreitet wurde. Die christliche Fassade war ein Trugschluss. Vielleicht wandte sich deshalb unsere Generation so kategorisch von einer scheinheiligen Kirche ab.

## Heimweh

Die kalten Wintermonate nach Weihnachten, wenn der Zeichensaal merkwürdig aufgeräumt erschien und die Bastelarbeiten ruhten, zogen sich lange hin, da die närrische Faschingszeit mit ihrer lärmenden Ausgelassenheit nicht hinter die Klostermauern drang. Ohne diese fröhlich laute Zäsur gingen wir in die Fastenzeit und fragten uns, wie man im Jahreskreis des asketischen Klosterlebens auch noch ein Fasten sinnvoll unterbrächte. Abends im Schlafsaal kamen wir zu dem Ergebnis, dass unser dauerhafter Verzicht auf Familie, Zuhause, gutes Essen und Spielen ohnehin eine immerwährende Enthaltbarkeit forderte und uns weit mehr abverlangte als ein zeitlich begrenztes 40-tägiges Fasten, und wir beschlossen daraufhin einstimmig die Hitparade aus dem Schachtelradio nicht auszusetzen. Sehnsüchtig warteten wir auf den Sommer, die längeren Tage und das Aufblühen der Natur, die häufigeren Ferien und Heimfahrten in diesen Monaten und die kürzeren Internatszeiten dazwischen. Der Mai würde sicher auch im Internat schöner, dachten wir, weil die Feier des Marienmonats für die Sinne belebend und für das Herz erhebend war. Zuhause in Arberg rückte dann in der Kirche

der zum Marienaltar umfunktionierte Seitenaltar ins Zentrum des Geschehens, wohin die wertvolle gotische Marienstatue aus der Wandnische prominent platziert und mit einem Meer von blühenden Blumen und Kerzen geschmückt wurde. An den Maisonntagen zogen die Erstkommunionkinder in ihren weißen Kleidern mit dem Pfarrer unter feierlichen Orgelklängen in die Kirche ein und knieten zur Maiandacht in der ersten Stuhlreihe vor dem Altar. Die ganze Gemeinde versammelte sich, Männer, Frauen und Kinder sangen aus voller Kehle die wohlklingenden Marienlieder in den hellen, fröhlichen Dur-Tonarten, so dass eine allgemeine Jubelstimmung die Herzen höher schlagen und die Luft im Kirchenraum vibrieren ließ. Obwohl uns Kindern der Inhalt dieser Lieder zumindest teilweise verborgen blieb, sangen wir bewegt die geheimnisvollen Texte, die Maria als süße Gottesmutter, Trösterin und Himmelskönigin grüßten und um Hilfe anflehten, wir lernten unbefangen die befremdlichen Morgenstern- und Meerstern-Lieder über Maria und die lateinischen Einschübe, wie *Salve Regina*, ohne die Bedeutung zu kennen. Ernsthaft zu zweifeln begann ich an diesen Liedern und der Theologie dahinter erst im Erwachsenenalter als ich anfang die Bibel zu lesen und nicht mehr den Katechismus. Erst dann lernte ich, dass Jesus der Retter ist, dass er uns den Heiligen Geist als den Tröster gesandt hat, dass Jesus zur Rechten Gottes im Himmel thront, dass er der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Erst dann begriff ich wie hohl und aufgebauscht die katholische Marienverehrung war. Schließlich sagte ich mir, Maria wird in der Bibel ein ehrenvoller Platz zuerkannt, sie bedarf keiner falschen Erhöhung.



Die Maiandachten im Klosterinternat stellte ich mir mindestens ebenso feierlich wie zu Hause vor. Es kam jedoch anders. Schwester Columba, unsere Deutschlehrerin und Berchs enge Freundin, legte in ihrem religiösen Eifer das Deutsch-Lehrbuch zur Seite und ermunterte uns die Übungen zur deutschen Sprachlehre hintan zu stellen. Statt dessen mussten wir in die schuleigene Kapelle gehen, um dort im Monat Mai verstärkt Maria zu huldigen und Schätze im Himmel zu sammeln statt mit guten Deutschkenntnissen in der Welt zu brillieren. Was blieb uns übrig als Columbas Anweisungen zu befolgen und lustlos auf den harten Bänken in der Kapelle zu knien und zu beten! Col stimmte nämlich nicht das erhoffte Marienlied an sondern den Rosenkranz, der mir vom Leichenschauhaus in Arberg bestens bekannt war. Während die Zeiger der Uhr stehen zu bleiben schienen leierten wir das Ave Maria mit den Lippen, aber wir beteten nicht mit dem Herzen, denn die zig-malige Wiederholung des immer gleichen Gebetes versetzte uns Mädchen nicht in die angestrebte Meditationshaltung sondern verbreitete endlose Langeweile. Col jedoch schien an dieser Art Unterricht so sehr Gefallen zu finden, dass sie die Rosenkranzgebete auch in den folgenden Monaten fortsetzte.

Zum Glück erschöpfte sich der Mai nicht in den Rosenkranzgebeten sondern kündigte mit einem Feuerwerk an Farben und der Blütenpracht der Maiwiesen triumphierend den Sommer an! Mit Sehnsucht dachte ich an Arberg, wo wir Kinder in jenen Sommertagen im Nu vom Hof den kurzen Sandweg entlang schlenderten um in den weiten Wiesen am Eichelberg in ein Meer von duftendem Gras einzutauchen. Eifrig pflückten wir die bunten Wiesenblumen und

brachten Mama und den benachbarten älteren Fräuleins dicke Sträuße voll leuchtend gelber Hahnenfüße und Dotterblumen, roter Kletten, weißer Anemonen und Margeriten, blauer Akeleien und Vergissmeinnicht, zarter Schlüsselblumen und lila Fingerhüte. Die Grashalme kitzelten sanft die Haut, tief atmeten wir den betörenden Wiesenduft ein, kauten die zarten Blätter des Sauerampfers, schauten den summenden, Nektar sammelnden Bienen nach, horchten auf das Zwitschern der Vögel und stimmten fröhlich in das Halleluja der Natur über den Schöpfer dieser Schönheit ein.

Im Gnadenthal vermisste ich die Wiesenspaziergänge sehr. Das große, rechteckige Klosterareal der Franziskanerinnen lag zentral in der Innenstadt und wurde ringsum von belebten Straßen gesäumt. Das hektische Treiben der Stadt drang jedoch nicht über die hohen Klostermauern, die die einzelnen imposanten Gebäudetrakte entlang der Straßen miteinander verbanden. Wir Internatszöglinge logierten im Schultrakt im Süden des Areals und durften den eigentlichen Klosterbereich nur betreten, wenn wir in die Kirche oder in den Speisesaal gingen. Unser einziges Domizil war das ewig gleiche Klassenzimmer, das wir lediglich auf unseren Nachmittagsspaziergängen mit Schwester Pia für kurze Zeit verließen um flüchtige Eindrücke von der Welt draußen zu sammeln. Unser Schulhof war wie alle Schulhöfe damals klein, einfallslos und lieblos umgestaltet, und von dort schauten wir sehnsüchtig in den großen Klostergarten, durch den sanft geschwungene Wege mit feinen Kieselsteinen zu Blumenbeeten und Rosenbögen, Sträuchern mit prallen Beeren, Kräuterbeeten und knorrigen Bäumen führten.

Dieses verlockende Fleckchen Erde tat sich unmittelbar vor unseren Augen auf, und trotzdem war es unzugänglich, denn dieser Garten Eden war einzig und allein den Nonnen als Refugium vorbehalten. Wir durften ihn nicht betreten, geschweige denn von den Früchten essen.

Einmal im Monat freuten sich alle Schülerinnen auf das Heimfahrtswochenende, wenn sie das Schulgelände verlassen durften. Im Internat blieben dann nur die Schülerinnen deren Eltern weit entfernt wohnten. Manchmal war ich ganz alleine an so einem Wochenende, wenn alle anderen glücklich das Internat verließen. Ich verbrachte den Freitagnachmittag, indem ich die übliche Studierzeit einhielt und meine Hausaufgaben erledigte. Am Samstagmorgen setzte ich mich vor meinen einsamen Teller auf dem dunkelgrünen Tisch im leeren Speisesaal. Die schweren Holzfensterläden blieben geschlossen, da sich meinerwegen niemand die Mühe machte Licht in den großen Raum zu lassen. Danach ging ich ins Klassenzimmer und lernte die Lateinvokabeln für die kommende Woche und wiederholte die Latein- und Englischvokabeln der letzten Wochen. Ich zeichnete peinlich genau Russland mit allen geographischen Details, was viel Zeit in Anspruch nahm und in dieser Perfektion wohl nicht erwartet wurde. Am Nachmittag steckte Berch den Kopf zur Tür herein und schaute nach mir. Aus Erfahrung wusste ich, dass ihr Besuch nichts Gutes verhieß. Den Mädchen, die am Heimfahrtswochenende im Internat bleiben mussten, erteilte sie regelmäßig den Auftrag die hohen Gummibäume, die im Treppenaufgang von einem Stockwerk ins nächste rankten, vorsichtig, Blatt für Blatt zu putzen und anschließend ein zweites Mal sorgfältig die

Blattoberflächen mit Bier einzureiben damit sie schön glänzten. Diese Sträflingsarbeit war meine Beschäftigung am Nachmittag. Ich hasse Gummibäume! Am Abend ging ich zu gewohnter Stunde in den stockdunklen Speisesaal mit den geschlossenen Fensterläden. Im Lichtschein der Lampe sah ich meinen Teller bei der Essensausgabe mit ein paar Scheiben altem Brot und zwei Scheiben Paprikawurst. Keine Bratkartoffeln! Ich hatte Hunger und aß mein Brot. Niemand kam und sah sich nach mir um. Also räumte ich den Teller auf, löschte das Licht und schritt in den hellen Abend hinaus. In diesem Moment fiel mein Blick auf die bunten Blumen im Klostergarten, und ich konnte nicht anders als hinzugehen. Ich hatte nicht vergessen, dass dieser Ort von uns Kindern nicht betreten werden durfte. Aber heute war ich ganz allein. Ich würde nicht rennen, nicht toben, auf kein Pflänzchen steigen, geschweige denn eines abpflücken. Ich wollte nur schauen, riechen und die Blumenwiesen in Arberg erspüren, wenn ich schon nicht nach Hause konnte. Nur den Sommer, die Wärme, ein Quäntchen Arberg spüren. So ging ich in den Garten und setzte mich auf eine Bank und schaute und horchte und atmete tief und dachte an Arberg. Ich war glücklich und traurig zugleich. Wäre es jetzt schön, daheim zu sein! Mama hätte für mich gekocht. Ihre Augen würden sagen: Schön dass du da bist!

Jäh wurde ich aus meinen Träumen gerissen. Vom Klostertrakt her wehte eine schwarze Kutte und bewegte sich eiligen Schrittes schimpfend und schreiend auf mich zu. Böse, laute Worte drangen an mein Ohr. Ich kannte die Kutte nicht, hatte sie noch nie in meinem Leben gesehen, hatte ihr nichts getan und niemandem sonst. Wortlos stand

ich auf und ging weg. Jetzt war ich nur noch traurig und konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten.

Die Erfahrung lehrte uns Kinder, dass bis auf wenige Ausnahmen schwarze Kutten Traurigkeit in unser Leben brachten. Schwarz – die Farbe der Trauer und des Todes! Bei meinen vielen Streifzügen in den Blumenwiesen in Arberg hatte ich keine schwarzen Blumen gefunden: Gott hat keine schwarzen Blumen geschaffen! Warum nur waren die selbst ernannten „Bräute Christi“ schwarz gekleidet? Ob sie in Betracht zogen, dass Jesus ihre schwarze Kleidung nicht gefallen könnte? Ich jedenfalls verachtete die geschlechtslosen, alterslosen, unbarmherzigen schwarzen Kutten, die ihr ganzes Leben abgeschieden hinter hohen Klostermauern verbrachten, aber eine sonderbare geistliche Leere und emotionale Kälte verbreiteten. Nichts lag ihnen mehr am Herzen als uns zu Klosterwesenen zu erziehen, aber wohl nie klafften Intention und Ergebnis weiter auseinander. Ich fasste meinen zweiten Entschluss: Ich werde intensiv leben! Ich werde ganz bewusst in der Welt draußen leben, wo immer mich Gott hinschicken wird!

## Ferien

Endlich kamen die Großen Ferien und ich durfte sechs lange Wochen nach Hause! Daheim in Arberg waren die Enge des Internats und die Hartherzigkeit der Nonnen vergessen! Aber es kam noch besser, da Walburga und ich zur Krönung der Ferien nach Italien in Urlaub fahren durften! Italien,